

Ronja von Rönne

## **Welt am Sonntag**

Ich wache auf und mir ist schlecht, das klingt immer so harmlos, nach Ausrede von dicken Mädchen im Sportunterricht, aber wirkliche Übelkeit ist die Hölle.

Irgendeine Substanz hat mich am Abend in winzige, unappetitliche Häppchen zerlegt. Ich liege auf dem Hotelbett, passiv-aggressiv bricht die Februarsonne herein. Die Vorhänge müssten zugezogen werden, aber in meinem Zustand gestern habe ich es wohl nicht geschafft, mir jemanden dafür zu organisieren.

Vom Bett aus komme ich nicht ans Fenster. Aufstehen unmöglich, sterben unausweichlich, ich greife nach dem Telefon auf dem Nachttisch.

Es beruhigt mich, dass es da steht, denn offensichtlich steht es genau deswegen neben dem Bett, damit man im Liegen telefonieren kann, ich bin also nicht der einzige Mensch, der hier mit Übelkeit erwacht, irgendwie haben es die verkaterten Gäste vor mir auch wieder aus dem Hotel geschafft. Andererseits, vielleicht sind sie auch hier gestorben. Gott, sicher ist hier schon mal jemand gestorben.

Ein Paar war das, das Geld war knapp, aber Urlaub muss sein, ein Städtetrip nach Karlsruhe, da ist es doch so sonnig.

„Wir können ja nach Karlsruhe fahren“, sagte er, und weil seine Frau sehr verliebt war, sagte sie, „Nach Karlsruhe! Ich liebe Bayern!“, und weil ihr Mann sehr verliebt war, sagte er nicht „Karlsruhe liegt aber in Baden-Württemberg“.

Nein, er sagte einfach „Ich liebe dich“, und sie guckten sich an, und ihre Augen blitzten, so sehr meinten sie es. Und dann fuhren sie nach Karlsruhe, bezogen dieses Zimmer und legten sich in dieses Bett. Der Mann sagte: „Ich hol uns rasch eine Flasche Rotkäppchen.“

Dann stand er auf und seine Frau guckte ihn vom Bett aus an, nackt, die Decke wie zufällig über die Hüfte geschoben, ihre kleine Problemzone. Sie schaute in die Nachmittagssonne und sagte gar nichts, weil die Frauen in Filmen auch nichts sagen, wenn sie sich in Hotelbetten räkeln. Ihr Mann küsste sie auf die Stirn, weil er im Wartezimmer seines Dermatologen in der *Glamour* gelesen hatte, dass Frauen sich durch diese Geste beschützt fühlen, und er wollte gern, dass seine Frau sich beschützt fühlte. Dann verließ er das Zimmer. Die Frau lächelte, weil die Frauen in Filmen auch immer geheimnisvoll lächeln, dann schloss sie die Zimmertür von innen ab, öffnete ihren Koffer, quetschte sich in ihr Lieblingskleid, zog den Lippenstift nach, weil die Frauen in den Filmen das auch immer machen, legte sich wieder aufs Bett und schluckte zwei Handvoll Benzos, weil sie natürlich wusste, dass sie keine Frau aus einem Film war. Und dann lag sie

hier, sehr tot, in diesem Bett. Auf dieser Matratze, genau da, wo ich jetzt liege.

Ich rufe den Zimmerservice an.

„Ist in diesem Zimmer schon mal jemand gestorben?“, frage ich.

„Was?“, sagt die Rezeptionistin.

„Ob Sie vielleicht meine Vorhänge schließen könnten?“

„Ist etwas nicht in Ordnung damit?“, fragt die Rezeptionistin, die sicher ein sehr sauberes Kostüm trägt.

Ich flüstere: „Es geht mir nicht so gut“.

Dann lasse ich den Hörer fallen. Zehn Minuten später ist immer noch keiner da, ich drücke mein Gesicht in die Decke, die Decke ist viel zu heiß, aber immer noch besser als die gleißende Helligkeit. Der Radiowecker geht an, es läuft *Bochum* von Grönemeyer. Ich denke daran, wie ich mit meinem Vater auf einem Konzert im Olympiastadion war, und dann denke ich daran, dass mein Vater altern und sterben wird, und dass ich das miterleben werde, und ich muss auch sterben, und überhaupt alle und dann ruft Grönemeyer *Bochum, ich komm aus dir*, und ich fange an zu schluchzen, obwohl ich nicht mal aus Bochum komme, immerhin das nicht, und dann geht die Tür auf und jemand schließt diskret meine Vorhänge.

Ich schlafe wieder ein, träume, dass ich an einem Wettbewerb teilnehme, bei dem es darum geht, wer den langweiligsten Traum hat. Dann träume ich

sehr lange, wie ich einer Betonmischmaschine zusehe. Trotzdem verliere ich den Wettbewerb gegen Bettina Wulff, die behauptet, geträumt zu haben, dass sie gar nichts träumt. Ich wache auf, mein Kopf schmerzt. Es dämmert bereits. Die Heizung klopft. Vielleicht klopft die Heizung. Vielleicht ist es aber auch eine sehr höfliche Maus, deren Mauseloch vor einigen Wochen zubetoniert wurde und die gerne raus möchte.

Ich greife nach meinem Smartphone, tippe „Hassen“ für den heutigen Tag in meine To-do-App. Manchmal muss man eben auch unangenehme Dinge erledigen.

Ich bin geschäftlich in Karlsruhe. Die Zeitungen schreiben, ich sei Teil der *Generation Produktiv*, und da möchte ich nicht negativ auffallen. Also fahre ich einmal im Monat mit dem Zug in irgendeine deutsche Stadt, trinke Weißweinschorlen in Bordbistros, stelle den Handywecker und blättere hastig durch die *Welt am Sonntag*. Dabei runzle ich die Stirn und täusche Telefonate vor. Das geht ganz einfach: Wenn der Handywecker klingelt, gehe ich ans Telefon. „Oh, hi, Jil, Darling. Gerade ist schlecht. Ich warte auf einen Anruf von meinem Agenten...“

Während der Pausen baue ich Übersprungshandlungen ein, kritzle, klopfe mit einem Stift auf den Tisch, wende etwas in der Hand, man hat ja keine Zeit, nie hat man Zeit. „Nein, nicht die Modelagentur, es geht um den Plattenvertrag ... ich bin mir noch nicht sicher, wo ich unterschreiben soll.“

Du, ich muss jetzt echt, also, gerade ICE, ganz schlechte Verbindung hier ... aber lass uns wegen Paris unbedingt noch mal telefonieren!“

Um kosmopolitisch zu wirken, kann man die Telefonate auch auf Englisch führen. Dafür habe ich mir mithilfe von Online-Sprachkursen einen britischen Akzent zugelegt.

Aber jetzt bin ich alleine hier, alleine und wach. Das Telefon klingelt nicht, es klingelt nie. Nach draußen gehen, denke ich. Vor die Tür gehen, eine sehr gute Idee, denke ich, außer man wohnt in Syrien.

Zusammenreißen. Grüner Tee darf nur 45 Sekunden ziehen. Schärfe misst man in Scoville. Crémant kühlt man am besten auf sechs Grad. Der Erfinder der Pringles Dose ließ seine Asche in einer solchen beisetzen. Schmerzen verbessern nachweislich die Gedächtnisleistung. In Österreich beträgt die Höchststrafe für das Führen eines Adelstitels 14 Cent. Ich weiß etwas. Ich bin jemand.

Den Tag angehen, denke ich, und beginne damit, mich ein bisschen im Badezimmerspiegel zu betrachten. Ich verrenke mich und untersuche meine Beine nach Cellulite. Noch ist nichts zu sehen, aber was nicht ist, wird schon noch werden, das ist zumindest in Hinsicht auf körperlichen Verfall sicher. Meine Haare sind strähnig und verknotet. Ich ziehe mein Bubikragenkleid an, male mir die Augen schwarz und verlasse das Hotel.

Draußen brüllen mich Herzen an. Zwei Jungs in fluffigen Herzkostümen rufen mir zu.

„Willst du einen Flyer?“

„Wozu?“

„Ich bin ein Treueherz“, sagt der Kleinere der beiden.

„Ach so“, sage ich.

Heute ist verkaufsoffener Sonntag. Ich laufe also Richtung Zentrum, um Dinge zu kaufen. Ich gehe in den DM, weil die so ein wunderbares Raumkonzept haben, das mich zum Kaufen anregt. Außerdem brauche ich Shampoo. Vor den Haarpflegeprodukten steht eine Mutter mit ihrer Tochter. Die Tochter kaut Kaugummi und trägt Turnschuhe, die aber *Air Max* heißen und eine Mütze, die aber *Beanie* heißt. Das erklärt die Tochter ihrer Mutter und dann sagt sie, dass sie Got2Be *Schmusekatze* brauche. Die Mutter widerspricht vehement, sie habe schon *Strandnixe* und *Schutzengel*, wozu denn dann noch *Schmusekatze*, bitte schön. Meine Hände fühlen sich komisch kalt an.

Die Tochter kreischt: „Weil *Schmusekatze* die Haare weich macht und *Strandnixe* lockig! Du verstehst gar nichts! Ich brauch das nicht für meine Haare, sondern für meinen *YouTube-Channel*, da geht es um meine berufliche Zukunft, aber das ist dir wieder scheißegal!“

Ich schlage einen Bogen um die Naturkosmetik, um die beiden besser zu verstehen. Die Mutter stellt *Schmusekatze* zurück ins Regal, bestimmt denkt

sie, dass ihre Tochter ihr mal für die konsequente Erziehung danken wird, und herrscht sie an: „Wieso brauchst du denn dafür Haarspray?“

Die Tochter heult: „*Haul!* Ich wollte einen *Haul* machen!“

Die Mutter guckt fragend, ich gucke fragend zurück, würde ihr wirklich gerne sagen, dass ich ihr da auch nicht weiter helfen kann, nicht weiß, warum man für den *Haul* auf seinem *Channel Schmusekatze* benötigt, weil die meisten dieser Worte auch mir fremd sind. Die Mutter guckt jetzt ganz zornig und unglücklich und ich will sie fest in den Arm nehmen, ihr sagen: „Gute Frau, ich habe niemals einen *Haul* gemacht, und mir ist es nicht schlecht bekommen, gucken sie, ich bin auf Geschäftsreise in Karlsruhe, mit 22, es geht auch ohne *Schmusekatze!*“

Aber ich muss weiter, denn heute ist verkaufsoffener Sonntag, Dinge müssen erledigt werden.

Vor dem DM steht ein Rosenverkäufer. Ich kaufe mir eine zitronengelbe Rose. Ich bin ein tolles Paar, und wahre dabei doch meine Unabhängigkeit. Ich will auf eine Hochzeit. Hochzeiten sind grandios, solange es nicht die eigenen sind. Alle sind entweder sehr glücklich oder sehr unglücklich, aber niemand ist unbeteiligt. Ich will Fremde küssen und weinen, pöbeln und beleidigen und das kann man nur auf Hochzeiten. Außerdem steht „hassen“ heute auf meiner To-Do-Liste. An Listen halte ich mich, denn ich bin sehr pflichtbewusst.

Am besten wäre also die Hochzeit eines sehr hippen Paares, Clara und Wolfgang. Er trägt eine John-Lennon-Brille, sie hat sich für die Trauung Tränenspray von ihrer besten Freundin, Sabine, einer erfolglosen Theaterschauspielerin, geliehen. Clara überlässt nämlich nichts dem Zufall. Nicht einmal ihre Rührung. Das Paar ist sehr verantwortungsbewusst. Sie mögen Art-déco-Bildbände und grundsätzlich auch Mülltrennung, obwohl Wolfgang immer vergisst, den Aludeckel vom Joghurtbecher zu entfernen. Aber dafür kann er echt gut mit Kindern, und deswegen nimmt Clara seine kleine Macke gerne in Kauf. Überhaupt machen ja Fehler Menschen erst liebenswert. Nach der Trauung gibt es Showeinlagen von Freunden.

Sabine hat sich ein Gedicht ausgedacht: „Clara und Wolf, lernten sich kennen beim Golf, jetzt heiratet ihr, und freuen tun uns wir, Clara und Wolf, wer hätte das gedacht, dass ihr bestimmt bald Kinder macht...“

Danach wird getanzt. Am Anfang zu Jazz, damit beweist das junge Paar, dass es Geschmack hat. Dann zu Britney Spears, damit beweist das junge Paar, dass es ironisch ist. Ich grinse breit und verschütte versehentlich Grauburgunder und tanze, natürlich ironisch, was eigentlich so ist wie normales Tanzen, nur dass man dabei ein bisschen zu oft seine Hände in die Luft wirft, um zu beweisen, dass man ja nur ironisch tanzt und nicht ernsthaft auf Ninties-Trash steht.

Später dreht sich der Cousin vom Bräutigam zu mir und sagt „Voll schön, dass die beiden heiraten, oder?“ und ich sage: „Voll schön, endlich!“ Und

dann küssen wir uns ein bisschen, aber ich weiß nicht, ob das auch ironisch ist.

Kurz nach Mitternacht klauen wir uns eine Flasche Champagner, setzen uns draußen auf die Stufen, obwohl es viel zu kalt ist, und reden darüber, dass wir den Valentinstag hassen, weil das nur eine Marketingstrategie amerikanischer Postkartenhersteller ist. Er erzählt mir, dass er in einem Startup-Unternehmen für Webseitenoptimierung arbeitet. Ich lache und sage: „Echt?“ Und er lacht und sagt: „Ne, das war ein Scherz, ich bin Werbefilmregisseur, und du?“ Ich gucke zu Boden, eine Strähne fällt mir wie zufällig ins Gesicht, und sage: „Ich bin unglücklich.“ Dann sagt er, dass er es toll findet, wenn Leute sich mal nicht hinter der Ironieschiene verstecken, und dann stehe ich auf und gehe.

Pläne sind fantastisch, solange man nicht versucht, sie umzusetzen. Ich finde in dieser Scheißstadt einfach keine Hochzeit. Man liebt sich nicht in Karlsruhe. Die meisten Kirchen haben schon geschlossen. Man müsste sich beschweren. Beschweren ist wichtig. Wer sich nicht beschwert, ist zufrieden, und zufrieden ist die Generation Produktiv nie. Wir wollen nämlich immer mehr, als wir kriegen. Das liegt daran, dass man uns eingeredet hat, die Welt würde uns gehören, wir könnten alles kriegen, was wir wollen, das weiß ich, das steht in der Zeitung, und Zeitungen, das weiß ich auch, sind echt.

Mir fällt gerade nichts ein, was ich wirklich will, außer zu Hochzeiten, die es nicht gibt, sonst will ich wenig, das macht mich nervös. Zur Tarnung wische ich panisch auf meinem Smartphone herum, darin liegt die ganze Welt, und vor mir nur Karlsruhe, vorwurfsvoll dämmt die Stadt vor sich hin. Der letzte Knopf meines Mantels hat sich gelöst. Natürlich weiß ich was zu tun ist, ich muss auf mich achtgeben, und weil ich für heute mit meinen Geschäftsterminen durch bin, möchte ich mich mit einem After-Work-Drink in einer schönen Bar belohnen. Es ist kalt, aber es schneit nicht, keine stillen Schritte im Schnee, keine Magie, einfach nur Kälte.

Die Bar sieht nicht annähernd so aus, wie es sich für Bars gehört. Sie versucht es nicht einmal. Mit verschränkten Armen schüttelt sie den Kopf und weigert sich, Spelunke zu sein. Es gibt keine Jukebox, es gibt keine Alkoholiker, die ihre Köpfe lebensschwer über Gläser mit lokalem Kräuterschnaps senken. Keine Rauchschwaden in der Luft, stattdessen eine Clique Mitzwanzigermädchen und zwei Paare, die verliebt aneinander hängen, anstatt mich zu ihrer Hochzeit einzuladen. Ich setze mich an den Tresen, weil da sonst keiner sitzt, und das steht Bars einfach nicht, also übernehme ich das.

Ich würde jetzt gerne meiner Exfreundin schreiben, dass ich geschäftlich in Karlsruhe bin, aber wegen meines neuen Postens an der Bar muss ich ein Bier bestellen, hin und wieder seufzen, die anderen Gäste belauschen und

mysteriös aussehen. Niemand sieht beim Tippen von WhatsApp-Nachrichten mysteriös aus. Und meinen Job als Bargast muss ich nun mal ernst nehmen, so sind wir nämlich, wir nehmen Dinge ernst. Wir werden früh das, was Zeitschriften erwachsen nennen.

Die Mädchen an dem runden Tisch sind Studentinnen. Das trifft sich gut, ich hasse nämlich Studierende. Ich studiere zwar auch, das macht mich aber noch lange nicht zur Studentin. Ich trinke nicht aus Sprüchetaschen, in meinem Zimmer hängt kein „Asyl für Edward Snowden“-Poster. Ich weiß nicht, ob diese Mädchen studieren, Studentinnen sind sie auf jeden Fall.

„Ne, ehrlich, sagt mal, habt ihr da irgendwelche Verbesserungsvorschläge?“, fragt das Mädchen mit Dreadlocks und leerem Blick in die Runde. Habe ich, aber nur für ihr Gesicht. Burka.

Ich gehe allerdings nicht davon aus, dass sie mich fragt, solche Mädchen fragen immer nur Mädchen, die genauso sind wie sie, um Antworten zu kriegen, die sie schon kennen.

„Naja, ich sag nur Metaphorik, Metaphorik, Metaphorik“, sagt die Braunhaarige und guckt sehr skeptisch.

Das Rastamädchen notiert sich mit runder Mädchenschrift: „Metaphorik, Metaphorik, Metaphorik.“ Sie schreibt das Wort tatsächlich drei Mal und ich hätte niemals das Hotel verlassen sollen.

„Stimmt eigentlich“, sagt sie dann. Dann sagt keiner was. Gleich werden sie anfangen zu zuppeln. Studentinnen fangen früher oder später immer an, an irgendwas zu zuppeln, Haaren, Jungs, Haaren von Jungs.

Es macht mich alles so wütend. Diese Mädchen werden ihr ganzes Leben lang nicht verstehen, dass sie sterben müssen. Solche Mädchen sagen Sätze wie „Naja, irgendwann muss man halt sterben“, als ginge es um ihre Bafög-Rückzahlung. Nie wachen sie nachts auf, weil sich im Halbschlaf der Gedanke an die Sterblichkeit vom Hinterkopf bis ganz nach vorne kämpft, sie finden den Tod „natürlich“ und sagen, dass er halt „zum Leben dazugehört“, ohne auch nur eine Sekunde darüber nachzudenken, was sie da eigentlich von sich geben.

Diese Mädchen denken, nur weil man stirbt, geht das Leben trotzdem weiter. Dabei stimmt das nicht, der Tod ist kein Teil vom Leben, der Tod ist der Tod und grauenhaft und sonst gar nichts. Aber diese Mädchen haben lieber Angst vor Abgabefristen und leeren Tabakbeuteln und mündlichen Prüfungen. Sie studieren Kulturwissenschaft oder Politikwissenschaft, in den Semesterferien reisen sie nach Asien, lassen sich von australischen Backpackern ficken und irgendwo im Hinterland Indiens fühlen sie sich auf einmal ganz klar und wissen, was sie vom Leben wollen: Ein Job in der Presse- und Öffentlichkeitsarbeit in einer Einrichtung für Kinder mit Rechtschreibschwäche. Den bekommen sie dann, und später heiraten sie dann doch, weil es ja auch schön ist, und dann essen sie mit ihrer

Kleinfamilie Goudaschnittchen vor dem Fernseher, und ab und zu lachen sie darüber, dass sie ja jetzt verheiratet sind, das wollten sie doch nie, und dann gucken sie sich an und diskutieren über die Notwendigkeit der Rundfunkgebühren, und warten sehr gemütlich darauf, endlich zu sterben.

Das Gute an Geschäftsreisen ist, dass einen niemand in den Städten kennt. Wahrscheinlich kehrt man auch nie wieder dorthin zurück, falls man etwas im Hotel vergessen hat, kann man sich ja auch nachschicken lassen. Ich stehe auf und gehe zum Mädchentisch.

„Eine von euch stirbt als nächstes“, ich stütze mich auf dem Tisch auf, grabsche in ihrer Privatsphäre herum und stoße das Bier vom Rastamädchen um.

„Ist alles okay bei dir?“, fragt sie.

Natürlich nicht. Natürlich ist nichts okay, und das schlimmste ist, dass man diese Mädchen nicht einmal provozieren kann. Stattdessen reagieren sie verständnisvoll, fast besorgt.

„Eine von euch stirbt als nächstes“, sage ich noch einmal und trinke aus dem Glas der Braunhaarigen.

„Die Arme ist ja völlig durch den Wind! Komm, wir bestellen dir erstmal einen Ingwertee“. Tee, das wissen Studentinnen, hilft gegen alles.

„Guck mal, dein Mantel ist ja total kaputt, draußen ist es doch saukalt!“, sagt die Blonde.

Mir fällt nichts mehr ein. Diese Mädchen wehren sich vehement gegen Aggressionen, sie wollen nicht zuschlagen, sie wollen nicht herumbrüllen, dabei sehe ich doch, dass sie Lust auf Gewalt haben, irgendwer muss ja die Millionen *Shades-of-Grey*-Bücher gekauft haben.

„Ich will nur ein bisschen Krieg“, sage ich matt und ziehe einen Stuhl an den Tisch.

„Hä?“, fragt das Mädchen mit dem NO PEGIDA-Shirt.

„Ich will nur ein bisschen Krieg. Ich will nicht, dass alles so gemütlich ist“, sage ich und trinke ihr Bier aus.

„Wieso willst du denn Krieg?“

„Nur so ein bisschen.“

Ich weiß nicht, wie ich es erklären soll. Ich will, dass etwas passiert, und ich will nicht mehr leiden ohne Grund, das fühlt sich bescheuert an, ich will leiden, weil ich mit meiner besten Freundin über eine Grenze flüchten muss, oder weil mein Bruder von einer Handgranate getroffen wurde. Ich will wissen, dass ich für irgendetwas kämpfe, oder meinetwegen gegen jemanden, oder meinetwegen nur flüchte vor irgendetwas, Hauptsache, etwas mit Namen, ein Regime vielleicht. Ich würde mich sogar damit arrangieren, auf der Seite der Bösen zu sein, aber ich will Fronten, ich will nicht mehr Unentschlossenheit und Toleranz, ich will schwarz oder weiß, ich will ein Zuhause, ich will nicht Karlsruhe. Aber das kann ich den Mädchen nicht erklären, das würden sie nicht verstehen.

„Mein Freund hat Schluss gemacht“, sage ich also stattdessen. Das kennen die Mädchen. Das verstehen die Mädchen. Sie gehören zu den Menschen, mit denen ständig Schluss gemacht wird, die nie selbst etwas beenden, außer ihr Studium, das dann doch, ist ja auch vernünftiger so.

Prompt bestellt man mir Bier, fährt mir durchs Haar, Stirn auf Tischplatte, ich höre nur noch dumpf, wie das Rastamädchen sagt: „Und genau das hat man dann von dieser monogamen Scheiße.“

Ich tauche meine Zeigefinger in das Bier und wische mir in den Augen herum, verschmiere mein Make-up. Frauen werden am ehesten von anderen Frauen gemocht, wenn sie mitleiderregend und hässlich sind, das funktioniert immer, solange ein Mädchen scheiße aussieht und unglücklich guckt, wird es von anderen beschützt und gestreichelt und man kocht ihm Kakao und kippt extra viel Sahne rein.

Ich bin betrunken, mein Pseudopragmatismus kotzt mich an, mein ganzes Weltbild kotzt mich an, Worte wie „Weltbild“ kotzen mich an, eigentlich sind das doch liebe Mädchen, die Braunhaarige, die eigentlich überhaupt nicht nach Bio-Laden riecht, sondern nach Geborgenheit, legt mir ihre Jacke um, und ich schäme mich. Ich kann doch nichts dafür, ich bin nur Zeugnis einer Gegenwart, die versagt hat.

Ich höre den Mädchen zu, wie sie sich über ihre AStA-Bewerbung unterhalten und über die Demonstrationen in Dresden, und dass man da

doch was machen müsste. Ich verstecke mein Gesicht in den Händen, bin gerührt darüber, dass es Leute gibt, die sich über solche Dinge noch Gedanken machen und nicht den ganzen Tag Geschäftstermine oder Komplexe haben. Diese Mädchen sind Engel. Sie sind hinreißend. Sie sind gute Menschen, solche, die nicht wissen, dass man auf Fotos nur schräg nach unten gucken muss, um schön auszusehen, Mädchen, die Zeitungen lesen, und nicht nur im Bordbistro vor ihr Smartphone halten. Diese Mädchen sind zu beneiden, sie sind zu vergöttern, und nie, niemals sollte man ihr Bier umstoßen. Sie sind die Rädchen im System, die sich für den Sand halten und sie ahnen nicht, wie wichtig sie sind. Sie sind es, die die Illusion aufrecht erhalten, dass es Dinge wirklich gibt, Schuldenschnitte, Bildungssysteme, sie können Probleme benennen, sie wissen das, und ich weiß wenig, sehr wenig, ich weiß, dass man die Spracheinstellung von *facebook* auf *pirate* umstellen kann.

„Es tut mir Leid, dass ich euer Bier verschüttet habe. Und weggetrunken. Ihr seid lieb“, sage ich und schluchze, ich glaube fast, in echt. Die eine küsst mich auf die Wange und fragt, ob ich vielleicht, wenn ich möchte, heute bei ihr schlafen will, sie habe so eine Situation auch schon mal durchmachen müssen, sie wisse, dass Alleinsein da ganz schlimm wäre. Ich würde gerne, aber ich muss gehen, muss zurück in das Hotelzimmer, muss meinen Wecker stellen, muss noch eine To-Do-Liste für morgen schreiben, den Weg vom Hotel zum Bahnhof googeln, dabei kenne ich ihn doch, ich

bin produktiv, ich bin auf dem besten Weg, und durch Gemütlichkeit ist noch keiner weiter gekommen.

Ich stehe auf, der Stuhl kippt um, ich greife nach Mantel und Tasche, laufe nach draußen, beinahe schneit es, es ist friedlich und kalt und leise, und alles ist Karlsruhe und wunderschön.